

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz · Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger

3. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Dauptstraße 41

Freitag, den 7. Dezember 1917

Verapredher:
Rönigstein 44

Nummer 49

Deutsches und korsisches Blut.

231

Von Hans Wald.

Nachdruck verboten.

Charles Baraillon hatte mehrere Male den Versuch gemacht, sich wenigstens vor dem Oheim von dem Verdacht, den, wie er von diesem hörte, Hortense auf Grund des Briefes von Beppo gegen ihn erhoben hatte, zu reinigen, aber es war ihm nicht gelungen. Der Pariser war doch noch so viel Korse, daß er die böse Geschichte einen dummen Streich nannte, den der Neffe hätte klüger anfangen oder ganz lassen müssen, aber auf lange Auseinandersetzungen, die zu nichts mehr halfen, wollte er sich nicht einlassen. Hortense hatte das Spiel gewonnen, und so war nichts mehr zu machen. Was nützen noch alle Beschönigungsversuche, da die Tatsache feststand, und die Familie Baraillon schließlich froh sein konnte, wenn der weiteren Öffentlichkeit von dem fatalen Zwischenfall nichts bekannt wurde!

So ward denn ein Einvernehmen innerhalb der Familie getroffen, daß Herr Charles Baraillon seinen Schwiegersohn einstweilen nicht zu sehen brauchte, der mit Braut und Schwiegermutter nach der vollen Genesung an den Isarstrand nach München zum Besuche seiner Mutter reisen wollte. Das junge Paar wollte sich später im deutschen Reichslande in der Heimatstadt von Frau Melanie Baraillon niederlassen, wo Hortense's Großmutter noch lebte. Die baumeisterliche Tätigkeit Erich Günther's würde in der industriell mächtig aufblühenden Gegend, so hoffte er, zu vollen Ehren kommen. Herr Baraillon konnte dann seinen Pariser Freunden versichern, daß seine Tochter nicht über den Rhein hinaus ihren Wohnsitz nahm, was bei den Herrschaften an der Seine natürlich gewaltig ins Gewicht fiel. Von Bernard Baraillon sprach man nichts mehr. Was hätte man auch sagen sollen?

Die alte Frau Humbert in der gewerbesfreudigen elsässischen Stadt hatte es sich ausbedungen, die Hochzeit ihrer Enkelin Hortense Baraillon mit dem Baumeister Erich Günther aus München auszurichten, und alle Teile waren damit einverstanden gewesen. Die Mutter des Bräutigams, die Frau Barbara Günther, eine Münchnerin vom alten guten Schläge, hatte anfänglich mit nicht geringer Besorgnis vernommen, ihr Sohn wollte eine junge Französin und noch dazu eine Pariserin heimführen, aber diese Sorge war bei der persönlichen Bekanntschaft, als sie die tiefe Reigung des Mädchens zu ihrem Einigen kennen gelernt hatte, geschwunden. Ein junges Mädchen von heute und eine Frau in reiferen Jahren haben selbstredend mancherlei Meinungsverschiedenheiten, und Frau Günther war nicht rechtzaberrisch gesinnt. Die Hauptsache war, daß die jungen Leute einander lieb hatten und das sah sie täglich. Mit der biedereren Frau Baraillon freundete sie sich aber in hohem Maße an, und dieser gefiel es in München überhaupt deraachen,

daß sie erklärte, auch dort statt in Paris leben zu können und leben zu wollen, wenn es so fein mächte.

Mit offenen Armen hatte die würdige Madame Humbert den deutschen Bräutigam ihrer Enkelin empfangen. Seitdem das Elch wieder deutsch war, hatte sie für ihren großen Industriebetrieb große Wohltaten der umsichtigen und geordneten deutschen Verwaltung erfahren und war eine treue Anhängerin des deutschen Reiches geworden, nachdem die Familie Humbert auch früher schon sich zum Deutschtum gehalten und die Französelei weit von sich gewiesen hatte. Nachdem sie den tüchtigen und gewissenhaften Günther näher kennen gelernt hatte, machte sie ihm sogar den Vorschlag, später in ihren Betrieb einzutreten, der für solche Kräfte reichlich Gelegenheit zur Betätigung bot.

Hier, auf deutschem Boden und vor der Hochzeit lernte Monsieur Charles Baraillon erst seinen Schwiegersohn kennen, und unter dem Einfluß der energischen Schwiegermutter, auf deren Kapital er zum guten Teil angewiesen war, ging alles ganz leidlich. Zur Reise in das deutsche Elsas hatte sich der Pariser unschwer entschlossen, denn für seinen Chauvinismus bestand kein Zweifel, daß die Revanche Frankreich zurückgeben werde, „was diesem gehörte.“ Also blieb er nach seiner Ueberzeugung doch eigentlich auf französischem Boden, wenn er auch in das Reichsland reiste. Das erleichterte ihm vieles, sogar alles.

Als ob man sich stillschweigend vorher geeinigt hätte, unterblieb die Erörterung aller politischen Angelegenheiten, nachdem Madame Humbert unter vier Augen ihrem Schwiegersohn gesagt hatte: „Mein lieber Charles, vergiß nicht, daß du in Deutschland bist, und daß die deutsche Regierung sich von einem Franzosen ebenso wenig etwas gefallen läßt, wie sich Eure Herren in Paris von einem Deutschen etwas bieten lassen werden.“

Er wollte aufbegehren, aber sie hatte ihm bestimmt bedeutet: „Es ist so, mein lieber Charles, und die Deutschen haben recht, wenn sie so handeln. Ich für meine Person will ihnen wenigstens nicht mit Undank lohnen, was sie um mein Elsas sich verdient gemacht haben. Richtest Du Dich nach meinen Worten, so wird dir niemand die Ehren verweigern, die Dir als einem ausgezeichneten Pariser Geschäftsmann gebühren.“

Die letzten Worte waren ein kleines Pflaster auf die verletzte französische Eitelkeit gewesen, und so war alles gut gegangen. Allerdings war die Unterhaltung zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn nur kurz gewesen. Herr Baraillon hatte das Wort geführt, war aber auf das Thema Paris gekommen und was es dort alles zu bewundern gebe. Und als ihm Günther darin nicht widersprach, war Charles Baraillon zu der Meinung gelangt, daß er sich mit Hortense's Gatten schon vertragen würde, zumal sie beide ja nicht viel zusammen sein würden.

(Fortsetzung folgt.)

Bekanntmachung.

Der Königl. Herr Landrat zu Bad Homburg v. d. H. weist darauf hin, daß die Stadt Homburg unter Ausweisungswang steht. Wer sich dortselbst nicht genügend anzuweisen kann, wird, bis seine Persönlichkeit festgestellt ist, festgehalten, oder es wird ihm der Zutritt in die Stadt Bad Homburg versagt. Als genügender Ausweis wird nur Reisepass oder ein von der zuständigen Polizei-Verwaltung ausgefertigter Personenausweis mit Photographie aus jüngster Zeit anerkannt.

Königstein im Taunus, den 7. Dezember 1917.

Die Polizeiverwaltung: Jacobs.

Brotzusatzkarten-Ausgabe.

Im Interesse einer ordnungsmäßigen Abwicklung der Dienstgeschäfte im Lebensmittelbüro auf dem hiesigen Rathaus wird hiermit angeordnet, daß die Brotzusatzkarten in der zweiten Woche der Brotkartenperiode vorm. von 8—10 Uhr auf Zimmer Nr. 4, abzugeben sind und zwar:

für Schwerarbeiter

am Dienstag für die Anfangsbuchstaben der Familiennamen A—G
Mittwoch " " " " " " H—Q
Donnerstag " " " " " " M—Z
Sie bitten die vorstehende Reihenfolge genau einzuhalten, andernfalls Zurückweisung erfolgen muß. Bemerkt wird, daß Freitags und Samstags keine Zusatzkarten ausgegeben werden.

Königstein im Taunus, den 7. Dezember 1917.

Der Magistrat: Jacobs.

Bekanntmachung für Falkenstein.

Die Einwohner von Falkenstein werden nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß jeder Zureisende nach Bad Homburg mit einem polizeilichen Ausweis versehen sein muß. Dieser Ausweis hat zu enthalten: Familienname, Vorname, Staatsangehörigkeit, Beruf, ständiger Wohnsitz und Adresse, Geburtsdatum, Geburtsort und genaue Personalbeschreibung, dazu eigenhändige Unterschrift und abgestempeltes Lichtbild des Inhabers aus jüngster Zeit.

In eigenem Interesse wird jedem, der in heutiger Zeit reist, die Anschaffung eines solchen Ausweises dringend empfohlen. Anträge sind auf dem Bürgermeisteramt persönlich zu stellen.

Falkenstein im Taunus, den 6. Dezember 1917.

Die Polizeiverwaltung: Saffelbach.

Achtung! Hilfsdienst!

Bekanntmachung.

Auf Grund des § 1 der Bekanntmachung des Bundesrates betr. weitere Bestimmungen zur Ausführung des § 7 des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst vom 13. 11. 17 haben sich auf dem Rathaus persönlich oder schriftlich zu melden:

1. alle männlichen Einwohner, die nach dem 31. März

1858 geboren sind und das 17. Lebensjahr vollendet haben, soweit sie nicht

- a) zum aktiven Heere oder zur aktiven Marine gehören, oder
 - b) auf Grund einer Reklamation vom Dienste im Heere oder in der Marine zurückgestellt sind.
2. alle männlichen Angehörigen der österreichisch-ungarischen Monarchie, die nach dem 31. März 1858 geboren sind und das 17. Lebensjahr vollendet haben, soweit sie sich in hies. Gemeinde aufhalten.

Als letzter Meldetermin ist der 17. Dezember ds. Js., mittags 12 Uhr, bestimmt.

Formulare sind auf dem Rathaus zu erhalten. Wer sich bei früheren Aufforderungen schon gemeldet hat, hat dieses durch Vorlage des abgestempelten Melde-Abschnittes nachzuweisen.

Unterlassung wird nach den Gesetzesbestimmungen bestraft.

Falkenstein i. T., den 6. Dezember 1917.

Die Polizeiverwaltung: Saffelbach.

Bekanntmachung für Eppstein.

18. Armeekorps.

Stellvertretendes Generalkommando.

Abt. III b. Tgb. Nr. 23322/6429.

Frankfurt a. M., den 7. November 1917.

Fernsprecher: Hansa 9210—30.

Betr. Pferdeaushhebung.

Verordnung.

Aus Anlaß der bevorstehenden Pferde-Vormusterung und Aushebung bestimme ich auf Grund des § 9 b des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 in der Fassung des Reichsgesetzes vom 11. Dezember 1915 für den mit unterstellten Korpsbezirk und — im Einvernehmen mit dem Gouverneur — auch für den Befehlsbereich der Festung Mainz.

Vom 15. November d. Js. an bis auf Weiteres ist jeder Besitzwechsel eines Pferdes verboten.

Ausgenommen sind diejenigen Pferde, deren Besitzer nach § 25 des Gesetzes über die Kriegseinstellungen vom 13. Juli 1873 (R. G. Bl. S. 129) von der Abgabe ihrer Pferde an die Militärbehörde befreit sind.

Zu widerhandlungen werden mit Gefängnis bis zu einem Jahre, beim Vorliegen mildernder Umstände mit Haft oder mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark bestraft.

Der stellv. Kommandierende General:

Niedel, Generalleutnant.

Wird veröffentlicht.

Bad Homburg v. d. H., den 15. November 1917.

Der Königl. Landrat: J. B.: gez. Sehepsandt.

Wird veröffentlicht.

Die Polizeiverwaltung: Wülscher.

Freundliche

Bier-Zimmerwohnung

mit Zubehör in Königstein auf Dauer zu mieten gesucht. Schriftl. Angebote unter H. 16 an die Geschäftsstelle erbeten.

Eiserner, schöner Schlitten

(1- u. 2-spännig) mit Pelz und Decken zu verk. Näh. bei Anton Sand, Schneldhainerweg 26, Agst.

Lohntaschen,

Arbeits-Bettel, Liefer-Scheine

satz durch Druckerei Kleinböhl.

1 Ziege,

3jährig, trächtig.

ist zu verkaufen

Elmburgerstraße 6a, Königstein.

Die Geschäftsstelle dieser Zeitung nimmt jederzeit

Feldpost-

Bestellungen auf die „Taunus-Zeitung“ entgegen. Bezugspreis 70 Pfennig für einen Monat, 2.10 M. für ein Vierteljahr

Verlobungskarten,
Verlobungsbriefe,
Glückwunschkarten,
Dankkarten

empfiehlt

Druckerei Ph. Kleinböhl.

Auszug aus der Polizeiverordnung vom 14. Dezember 1904.

Verpflichtung zur Straßenreinigung.

§ 19.

1. Bei eintretender Winterglätte müssen die Trottoirs mit Sand, Asche oder ähnlichem Material bestreut werden. Das Streuen muß, wenn das Glätteis am Tage oder während des Abends eintritt, sofort, und wenn dasselbe während der Nacht oder der Morgendämmerung entsteht, spätestens bis 8 Uhr morgens geschehen, und ist so oft zu wiederholen, als erforderlich ist, um die Glätte unmittelbar nach dem Entstehen wirksam zu beseitigen. Für enge Gassen, die keine Trottoirs haben, sind diese Bestimmungen hinsichtlich der ganzen Breite dieser Gassen in Ausführung zu bringen.
2. Es ist verboten auf den Trottoirs und Fahrdämmen sowohl Schleifen zu ziehen, als diese zu benutzen.

Fahren mit Rinderschlitten.

§ 20. Kleine Schlitten (Rinderschlitten) dürfen in der Stadt auf den Trottoirs überhaupt nicht, sonst auf allen steilen und abschüssigen Straßen auch außerhalb der Stadt nur dann gefahren werden, wenn sie dabei stets an der Deichsel oder sonstwie festgehalten werden.

Benutzung von Eisflächen.

§ 21. Die Eisdecke öffentlicher oder solcher in Privatbesitz befindlicher Wasserflächen, welche allgemein zugänglich sind, darf nur mit polizeilicher Erlaubnis zum Schleifen, Schlittschuhlaufen und Schlittensfahren benutzt werden.

Straßenreinigung bei Schnee und Frost.

§ 40.

1. Nach jedem Schneefall muß der Schnee auf die Fahrstraße gekehrt werden, damit derselbe nicht auf den Trottoirs festgetreten und dadurch dessen spätere Entfernung erschwert, sowie daß hierdurch ein für die Fußgänger gefahrloser Weg erhalten wird.
2. Die Beseitigung von Eis und Schnee ist derart vorzunehmen, daß die Trottoirs dabei nicht zerstört oder beschädigt werden.

§ 41.

1. Bei eintretendem Tauwetter ist der vor den einzelnen Häusern befindliche Schnee, sowie das Eis bis in die Mitte der Straße, ohne Rücksicht darauf, ob das Wasser aus diesem oder jenem Hause abläuft, aufzuheben und ungefäimt wegzubringen.
2. Während des Frostes darf weder aus dem Innern der Häuser oder vor denselben Wasser auf die Straße abgeleitet werden.

Verpflichtungen zum Straßenreinigen.

§ 42. Die Verbindlichkeiten des Kehrens, Streuens, sowie zum Aufheben und Wegbringen des Eises oder Schnees für die betreffenden Bewohner erstreckt sich auf den ganzen Teil des öffentlichen Weges längs der Häuser, Höfe und Gärten oder privateigentümlichen Plätze bis in die Mitte der Straßen, resp. bei hauffierten Wegen nur auf das Trottoir und die Rinne.

Dem Eigentümer des Grundstückes resp. des Hauses, wenn er letzteres bewohnt, im anderen Falle aber dem Hauptmieter, Pächter oder Verwalter, liegt es ob, dafür zu sorgen, daß diese Verbindlichkeit gehörig erfüllt wird. Denselben bleibt es überlassen, sich mit den übrigen Bewohnern des betreffenden Hauses wegen Vornahme der

Reinigung usw. zu verständigen. Der Polizeibehörde bleiben jedoch erstere allein verantwortlich. Bei unbewohnten Häusern, sowie bei Ställen, Remisen usw. liegt das Streuen, Kehren usw. dem Eigentümer oder Benutzer ob.

Vorstehende Bestimmungen werden zur besonderen Beachtung gebracht. Zuwiderhandlungen unterliegen der Strafbestimmungen des § 45 dieser Polizeiverordnung.

Königstein, den 5. Dezember 1917.

Die Polizeiverwaltung: Jacobs.

Städt. Kurverwaltung: Wohnungsnachweis.

Besseres Einfamilienhaus mit 7-8 Zimmern und Nebengärten und eventl. Garten von Dauermieter gesucht. Angebote unter **D. B.** an die hiesige Kurverwaltung.

Königstein, den 6. Dezember 1917.

Zwangsvorsteigerung.

Im Wege der Zwangsversteigerung soll

am **29. Januar 1918, vormittags 10 Uhr,**

an der Gerichtsstelle, Zimmer Nr. 9, versteigert werden, daß im Grundbuche von **Königstein**, Band 18, Blatt 685, (eingetragene Eigentümerin am 8. Februar 1917, dem Tage der Eintragung des Versteigerungsvermerks: **Mina Pfaff** zu **Königstein**)

eingetragene Grundstück lfd. Nr. 1, Gemarkung Königstein, Kartenblatt 5, Parzelle 363/110,

Mosterstraße Nr. 9

a) Wohnhaus mit Hofraum und Vorgarten 4 ar 51 qm groß, Grundsteueranwartsrolle Art. 1280, Nutzungswert 900 Mark, Gebäudesteuerrolle Nr. 224.

Königstein (Taunus), den 29. September 1917.

Königliches Amtsgericht.

Die Sparkasse

des

Vorschussvereins zu Höchst am Main

eingetr. Genossenschaft mit beschr. Haftpflicht

nimmt auf ein Sparkassenbuch Beträge von Mk. 1.— an in **unbeschränkter Höhe** und verzinst dieselben **vom Tage der Einzahlung an bis zum Tage der Rückzahlung mit**

3 1/2 %

Ferner nimmt der Vorschussverein **Darlehen** gegen Ausgabe von Schuldscheinen in Beträgen von Mark 500.— an zu **3 %**, bei halbjähriger Kündigung und zu **4 %** bei ganzjähriger Kündigung. Die Verzinsung beginnt mit dem Tage der Einzahlung.

Der Vorstand.

Für Bürgermeister- ämter und Private!

Behördlich vorgeschriebene

Bezugsscheine A^{II}

(gültig für zwei Monate)

Bestands- fragebogen^{II}

ferner polizeiliche

Ausweisscheine

(beim Reisen unentbehrlich)

zu haben in der

**Buchdruckerei der
„Taunus-Zeitung“
Königstein im Taunus.**

Gut erhaltene

Waschkommode

zu kaufen gesucht.

Angebote unter **A. R. 100** an die Geschäftsstelle d. Stg.

Schöne

3-Zimmerwohnung

mit allem Zubehör

zu vermieten Limburgerstr. 2
Königstein

für jedermann empfehlenswert
sind unsere

Rechnungs- Bloc.

Drei Größen, in je 25 oder 50 Blättern
auf Pappe bequem zum Aufhängen
gebunden, durchlocht zum Abreiß.

Feines Schreibpapier.

Sauberster Druck eigener Werk-
stätte.

Druckerei Ph. Kleinböhl,
Fernruf 44, Königstein, Hauptstr. 41.

II. Die Hügelgräber in der „Halbehl“ bei Fischbach im Taunus.

Auf verschiedene Anfragen über den in Nr. 269 dieses Blattes veröffentlichten Artikel „Die Hügelgräber“ bei Fischbach, wann dieselben aufgedigelt worden sind und was für Funde dabei gemacht wurden, können wir hiermit folgendes berichten:

Die erste nachweisliche Veröffentlichung über die genannten Hügelgräber geschah unseres Wissens durch Herrn Dr. Häberlin aus Frankfurt zu Ende des 18. Jahrhunderts in einem Aufsatz über „Die Altertümer im Taunus“. Er beschreibt darin die Grabhügel mit folgenden Worten: „Es verdienen auch die alten Hügelgräber (von den dortigen Bewohnern die „Seidentüppel“ genannt) am Rossert in der Nähe des ehemaligen Klosters Retters, eine Erwähnung.“ Allem Anschein nach hat Dr. Häberlin sie auch damals untersucht, über das Ergebnis der Untersuchung ist aber bis jetzt noch nichts veröffentlicht worden. Weitere Nachrichten sind von Herrn Oberst von Cohausen aus dem Jahr 1887 und lauten wie folgt: „Nördlich von Fischbach liegt auf einer zwischen Feld und Wiesen halbinselförmig vortretenden Anhöhe ein Buschwald. Er hat den eigentlichen Namen „Halbehl“, während die nördlich hinter ihm liegenden Wiesen „Albus“ und das Feld vor ihm das „Seidentfeld“ heißen; dasselbe zieht sich zu dem kaum 300 Schritt östlich davon liegenden Dieskau'schen Schloßchen und Hof Retters. Der Wald birgt auf einer 300 Nr 150 Meter großen Fläche eine große Zahl (etwa 30) Grabhügel von 1 bis 2 Meter Höhe. Bereits im Jahr 1865 wurden hier unter der Leitung des Herrn Bibliothekars Dr. Schalk aus Wiesbaden und unter Aufsicht des Museumsdieners Wed (ein geborener Fischbacher) fünf Hügel auf Rechnung des Nassauischen Altertumsvereins durchgraben. In allen Hügeln fanden sich Aschenlager, Kohlen, bis zu Erde verrostetes Eisen, aber nicht das geringste Bruchstück von Töpfereien. Der eine Hügel enthielt ein von West nach Ost gerichtetes Grab, das aus hochkantig gestellten Steinen und darüber gelegten Platten des benachbarten Grauwacke-Gesteins errichtet war. Obschon, wie man vermutet, es noch unberührt schien, enthielt es weiter nichts als Kohlen, Asche und rötliche Erde. In einem anderen Hügel fand sich eine 20 Zentimeter lange Dolch Klinge aus Bronze und in dem vierten ein quergereifter massiver Armring, gleichfalls aus Bronze, beide interessante Stücke sind im Altertummuseum zu Wiesbaden aufbewahrt. Die andere Ausgrabung fand durch Herrn Baron von Reinach vom Staufen mit Genehmigung der Regierung am 3. August 1887 unter Zuziehung des Herrn Konservators Oberst von Cohausen statt. Es wurde nur ein Grabhügel im westlichen Teile des vorgenannten Walddistrikts untersucht. Es geschah in gewissenhafter Weise mittels konzentrischer Gräben durch 12 Arbeiter, worunter sich auch der Schreiber dieses befand. Bei den vorgenommenen Arbeiten waren noch zugegen Frau Baronin von Reinach und Fräulein Maria von Cohausen, dann Frau von Dieskau vom Hof Retters mit ihrem blühenden Töchterchen, Frau Rodenwald gleichfalls mit ihren zwei liebenswürdigen Töchtern und Fräulein Wilt, es war eine reizende Corona. Dann waren noch die Herren von Dieskau, Pfarrer Hain von Eppstein und Herr Rodenwald zugegen. Die genannten Herren verfolgten mit der größten Aufmerksamkeit die Arbeiten. Der vorgenannte Hügel hatte in sanft nach Südosten geneigter Lage bei 14 Meter Durchmesser eine Höhe von 1.33 Meter, der gewachsene Boden lag in einer Tiefe von 30 Zentimeter unter dem Rasen. Auch bei dieser Ausgrabung fand man wie bei der im Jahr 1865 vorgenommenen nur Asche, Kohlen und rötliche Erde, die vor Zeiten Eisen war. Die Aschenlager waren fast 5 bis 12 Zentimeter dick und in einer

Länge von fast 1,60 Meter. Von Töpferscherven, Bronze und sonstigen Altertümern war nichts vorhanden. Nach 10stündiger anstrengender und aufmerksamer Arbeit wurde dann der Hügel in seinem vorigen Zustand wieder hergestellt; Herr Oberst von Cohausen erklärte mit kurzen Worten die Bedeutung und Geschichte dieser Hügelgräber und betonte, daß diese Hügel ohne Zweifel germanischen Ursprungs sind. Die germanischen Hügelgräber sind uns vertraut, denn wir stammen ja von den Germanen — die so häufig mit Unrecht als roh geschildert werden. In der Kultur standen sie ja hinter den Kelten zurück, aber sie konnten, wie wir in diesen Gräbern gesehen haben, das Eisen schmelzen. Den nachfolgenden Römern aber müssen wir rühmlichst nachreden, daß sie Pietät vor diesen Begräbnisplätzen bewahrten und sie nicht entweihten.

Georg Piepenbring.

Die Grenze aller Sehnsucht!

Planvoll erscheint des Lebens irdisch Sein
allein dem Wissenden trotz aller Mühsal im Beharren —
und doch, zerbricht die Form — was bleibt dann Dein?
läßt Du Dich Vielen gleich nicht doch vom Traum des
flüchtigen Glückes narren?

Hin geht die Zeit und was sie Dir gebat
es sei des Kampfes wert; ein ehern Rüstzeug. Und
im Liede

steig kampfgestählt empor von dem Altar
zum Schöpfer Dein Gebet: Die Grenze aller Sehnsucht
sei der Friede!

Kanonier Emil Heymer,

Erst.-Bat. 1. Garde-Fuß-Artill.-Reg.

Döberitz, im Dezember, Kriegsjahr 1917.

Literarisches.

Alt-nassauischer Kalender 1918. Der Jahrgang 1918 des im Verlage der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden erscheinenden Alt-nassauischen Kalenders liegt nun vor. Die Ausstattung des beliebten Heimatbuches für die Freunde des Nassauer Landes ist, wie immer, gebiegen, der Inhalt reichhaltig. Das Heft enthält zunächst ein kurzes Lebensbild der im November 1916 verstorbenen Großherzogin Adelheid Marie von Luxemburg, Herzogin von Nassau, sowie eine Würdigung der Künstlerin dieser fürstlichen Malerin. Die beiden Skizzen werden durch ein seltenes Jugendbildnis der entschlafenen Fürstin, sowie durch die photographische Reproduktion zweier Landschaftsbilder von ihrer Hand besonders wertvoll ergänzt. Ein hervorragender Gelehrter, der Orientalist Professor Dr. Adolf Wilmund, geboren 1827 in Wiesbaden, gestorben 1913 in Wien, wird in einer kurzen Abhandlung, der ein Bildnis Wilmunds beigegeben ist, gewürdigt, während ein anderer Gelehrter, Professor Dr. Karl Bücher von der Universität Leipzig, ein geborener Kirberger, außerordentlich fesselnd aus seiner Jugendzeit erzählt. Karl Büchers Jugenderinnerungen sind auch volkstümlich von großem Wert. Interessant sind die Mitteilungen Th. Schülers über die Auswanderung nassauischer Untertanen nach Brasilien um 1826 und 1845. Einen breiten Streifen nimmt eine illustrierte Darstellung des noch wenig bekannten Kirchheimer Tumultes ein. Eine größere Erzählung aus Nassau von Heinrich Dieffenbach, sowie Gedichte in nassauischer Mundart von W. Reuter, einem noch wenig bekannten, aber sehr begabten Dialektdichter, und andere Beiträge werden ebenfalls Beifall finden. Der Preis des Kalenders mußte infolge der sehr gesteigerten Herstellungskosten auf M. 1.— erhöht werden; er ist aber immer noch verhältnismäßig niedrig.

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag
Ph. Kleinbühl, Königsstein im Taunus.

Illustriertes Sonntagsblatt

zur Amtlichen Taunus-Zeitung.

Verlag von H. Kleinbühl in Königstein i. T.

Im Balkanzug.

Von Hans Walter Schmidt. (Nachdruck verb.)

Donnern rollte der Balkanzug auf glatten Schienen durch das serbische Land. Der Weg war offen, die Strecke Berlin—Konstantinopel führte nur noch durch das Okkupationsgebiet der verbündeten Zentralmächte. Sinnend sah ich am Fenster und ließ meine Augen hinausgleiten über die traurige Steppe, über die massigen Berge, über die Brandruinen zerstörter Dörfer, vernichtetes Hab und Gut von Menschen, über Not und Tod.

Wahrhaftig! Grausam hatte der unerbittliche Krieg hier gehaust! Jeder Zoll des Bodens, verteidigt durch Scharen kämpferer Bergbewohner, war mit Blut erkaufte. Jetzt ruhte die dampfende Erde aus von Kampf und Leid. Aber die Schutt- und Trümmerhaufen erzählten von Schlacht und Grauen. Verkohlte Balken reckten sich wie bräunend erhobene Finger düster-schwarz zum Himmel empor. Und der Wind heulte wimmernd von den Bergen her. Er brachte Brandgeruch mit sich und Moder- und Pulvergeruch. Hier sah man die Stätten des Kriegseleudes vor sich. Dem Venter der Schlachten sei Preis, daß er mit Ausnahme eines kleinen, kleinen Teiles unser liebes deutsches Vaterland vor ähnlichem Schicksale treulich bewahrt!

Das Herz krampte sich zusammen bei dem Anblick, der sich so oft den Augen bot. Und doch wieder konnte Stolz die Brust schwellen, das deutsche Herz höher schlagen lassen, wenn man ermaß, wie deutscher Fleiß, deutsche Kraft neues Leben aus den Ruinen hatte empor-sprossen lassen, wie deutsche Umsicht und Energie für das Wohl derer sorgte, die in diesen Brand-strichen ihr Leben nun fristen mußten.

Mit fieberhafter Tätigkeit wurde gebaut und geschafft, war schon gearbeitet worden, um das wiederherzustellen, was dem siegreichen Vormarsche förderlich sein konnte, was deutschem Einflusse, deutschem Verkehr Tor und Tür zu öffnen imstande war.

Vor allem mußte ich die neben den gesprengten Brücken — gewiß in kurzer Zeit — hergestellten Notbrücken bewundern, an denen stets deutsche Soldaten, die unsere Sicherheit bewachten, den Balkanzug, den Gruß heimatischer Kulturarbeit, stürmisch willkommen hießen.

Es war alles fast nur wie ein Traum, der draußen gleich dem rasch rollenden Film des Kinematographen an dem Zuge vorüberzog. Und doch war es Wirklichkeit, Wahrheit!

Ein leiser Seufzer hinter mir ließ mich unwillkürlich den Kopf nach dem umwenden, dessen Brust er entflohen. Ich tat es weniger aus Neugierde als vielmehr aus Mitgefühl. Hinter mir stand die schlanke Gestalt eines blassen, fast leidend aussehenden Herrn mit blondem Haar und treublauen deutschen Augenpaar, das an meiner Schulter vorbei auf die Brandruinen hinausstarrte, an denen der Zug soeben vorbeibrauste. Tränen standen in diesen guien Augen. Eine furchtbare, von einem Säbelhieb herrührende Wunde entstellte gräßlich des Mannes ernstes Gesicht.

„Ich habe Sie in Ihren Betrachtungen gestört, entschuldigen Sie!“ sagte der Fremde mit klangvoller Stimme. Mein fragender Blick hatte ihn zu dieser Rede wohl veranlaßt.

Ich sagte ihm natürlich, daß es gar keiner Entschuldigung seinerseits bedürfe. Ich hätte mich lediglich aus

Anteilnahme nicht beherrschen können, mich nach ihm umzuwenden. Er sah wohl, daß ich die Wahrheit sprach, und wüßte ich offenbar, meine nähere Bekanntschaft zu machen. Das war, in ebenso lieb wie ihm, und so kam die Unterhaltung bald in Fluß. Er war ein Ingenieur, der früher sich längere Zeit in Konstantinopel aufgehalten hatte.

„Das Schicksal eines Menschen kann so unverhofft von dem stillen, geraden Wege abgelenkt werden“, seufzte er und stützte das Haupt in die Hand. Die Stimme der Vergangenheit sprach laut in seinem Herzen. Welche Gedanken zogen hinter jener hohen, weißen Stirne vorüber? — Ich sollte viel davon erfahren. „Es kam mir vor, als wenn nach ruhiger Wanderung auf meiner glatten Lebensstraße mich plötzlich ein Wübelwind in düsteres Gebirge, in eine pittoreske Seinswildnis, in ein Labyrinth von Felsen und Granit versetzte, das unpasseierbar erschien. Aber verzeihen Sie, das dürfte Sie wohl wenig interessieren.“

Als ich dies jedoch ganz energisch in Abrede stellte, begann Doktor Wellhammer mir seine Erlebnisse der letzten Zeit zu schildern.

„Als der Krieg ausbrach, glaubte ich als Leutnant bei den Pionieren das gefunden zu haben, was meine Liebe zum Vaterland und meine Begeisterung für unsere gute, heilige Sache erhehrte. Ich habe dann anfangs mithelfen dürfen an den großen Erfolgen unserer waderen Truppen. Später aber überraschte uns unerwartet gegnerische Kavallerie. Hierbei erhielt ich den furchtbaren, mich so gräßlich entstellenden Säbelhieb über das Gesicht. Ich stürzte nieder. Da traf mich einer mit der Lanze in die Hüfte. Sie werden es wohl bemerkt haben, daß ich etwas hinten; das wird sich auch nie ganz verlieren.“

Ich blieb auf dem dampfenden Schlachtfeld liegen bis — Feinde kamen und sich meiner erbarmten. Man pflegte mich nicht, eben schloß ich in Frankreich, so daß ich — allerdings erst nach langer, langer Zeit — genes. Wohl hätte ein deutscher Arzt den Säbelhieb besser geheilt. Doch das war nicht zu ändern. Ich war Gefangener. Man behandelte mich, wie man dort drüben alle Gefangene behandelte. Dann schlug für mich der Tag der Freiheit. Ich wurde eingetauscht. Mit den freudigsten Gefühlen setzte ich meinen Fuß wieder auf deutschen Boden.

Nur ein Umstand beängstigte mich: auf meine Briefe in die Heimat hatte ich bisher noch keine Antwort erhalten. Ich bin unverheiratet. Aber meine Mutter lebte damals noch — in Ostpreußen, und eine Braut besaß ich, ein liebes, treues Mädchen, mir doppelt teuer, weil sie einst zwischen mir wählte und meinem besten Freunde, einem jungen Arzt, der sich um sie bewarb. Und ihre Wahl fiel auf mich. — Sie stand allein in der

Welt und übte in dem Orte, den ich Heimat nannte, den Beruf einer Lehrerin aus. — O, wie freute ich mich, die Mutter und Braut wiederzusehen! Nun glaubte ich, würde sich mein Lebenspfad wieder ebnen, glätten in der Liebe einer Mutter zum Sohne, in der Liebe eines Weibes zu dem Manne, dem sie willig auf dem Lebenswege folgt.

Aber es sollte anders, ganz anders kommen! — Verwüstet fand ich die Stätte seliger Kindheit, niedergebrannt die Häuser, alles dem Erdboden gleich gemacht. Ein schredliches memento mori, starteten mir die öden Fensterhöhlen meines Vaterhauses entgegen, höhlartig grinsten sie mir zu. —

Was soll ich noch weiter berichten, wie den unsäglichen



Dr. Geheimrat v. Reichenau,
Vorsitzender des Vereins für das Deutschtum im Ausland. (Mit Text.)

Schmerz schildern, der meinen Leib durchraute; es gibt keine Worte dafür! Die ich liebte auf dieser Welt, hatten zügellose Russenhorden getötet oder in Schmach und Schande mit sich fortgeschleppt.

Ich hatte alles verloren, alles — Mutter, Heimat und meine — Jutta, das frische, fröhliche Mädchen, nach dem sich mein Herz sehnte wie die erstarrte Pflanze nach dem goldenen Sonnenlicht. Jung, schön, ein Bild mädchenhafter Vollkraft und Frische verlieh ich sie, und jetzt —? In den Händen blutgieriger Mörderbanden, vielleicht schon tot, unter Qualen gestorben, verhungert oder noch lebend in Knechtschaft, in Sibirien oder Gott weiß wo. Das war zu viel, das konnte ich nicht ertragen. Meine schwache Laune erst wieder hergestellte Gesundheit brach zusammen unter dem furchtbaren Schlage, der so plötzlich auf mein ahnungsloses Haupt niederdröhnte. O mein Gott, mein Gott, womit habe ich all das furchtbare Leid, all dies unsägliche Elend verdient? —

Er hatte alles mit leiser, flüsternder Stimme gesprochen; jetzt versagte die Stimme ihm ganz. Er hatte sein Antlitz mit beiden Händen bedeckt. Die Erinnerungen jener eben erst durchlebten,

schreckenvollen Zeiten hatten ihn übermannt. Doch mit Gewalt raffte er sich wieder auf, mit Gewalt suchte er die Bilder vor seinem geistigen Auge zu bannen, die die Erinnerung an vergangene Zeiten so mächtig heraufbeschworen.

„Ich bekam einen furchtbaren Nervenanzfall, der mich im Lazarett wochenlang an das Lager fesselte. Endlich — endlich genas ich auch hiervon. Noch einmal — zum zweiten Male — hatte das müde, ringende Leben über den Allbezwinger

Tod den Sieg davongetragen. Ach, wäre ich doch nicht mehr erwacht zu diesem Leben in Jammer und Seelenqual, hätte mich doch damals die Lanze jenes Franzosen sicher getroffen, hätte sich doch eine barmherzige Kugel in meine Brust gebohrt, dann —. Doch nein, was ich soeben dachte, ist Sünde. Mein Gott wird mich zur rechten Zeit abrufen von den Leiden dieser Erde.

Ich genas und da erwachte in mir wieder der Trieb zum Schaffen, zum Arbeiten in meinem alten, lieben Beruf. Der Weg nach Konstantinopel steht dem Deutschen nun wieder offen dank der herrlichen Kraft der Verbündeten, welche die Feinde niedergedrungen. Und so finden Sie mich denn jetzt auf dem Wege zu altergewohnter Arbeit, auf dem Wege in meine neue Heimat — Konstantinopel!“

Er hatte geendet und lehnte sich mit einem tiefen — tiefen Seufzer in die Polster zurück. Ich fühlte, es hatte ihm Erleichterung verschafft, sein Herz mir geöffnet zu haben.

„Schwere Prüfungen sind über Sie hereingebrochen, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie in der Hauptstadt des ottomanischen Reiches das finden, was Sie zu finden wünschen“, sagte ich lächelnd. Und es waren nicht nur leere Worte. Mein Herz sprach zu einem deutschen Bruder.

Wir hatten unterdessen unser Ziel, das Endziel des Balkanzugs, fast schon erreicht. Die nervöse Bewegung unter den Passagieren, die sich durch die ganze Wagenreihe fortpflanzte, brachte dies deutlich zum Ausdruck. Welche Gefühle die deutsche Wirtin bewegten, als fauchend und pustend das gewaltige Dampfrohr, das uns von Berlin hierhergeführt, in Stambul's Grenzen hielt, zu schildern, ist die Feder wohl kaum imstande. Es war eigenartig, dies Gefühl, groß, erhaben.

Weil Herr Wellhammer in der Stadt bekannt war, bat ich ihn, mir ein empfehlenswertes Quartier vorzuschlagen. Er willigte gerne ein, daß wir fürs erste noch zusammenblieben, und so wanderten wir nach Erledigung der notwendigen Formalitäten langsam durch die Straßen der Stadt dahin.

„Ich sage Ihnen, Herr Doktor,“ rief der Ingenieur ein Mal über das andere ganz begeistert aus, „ich sage Ihnen, ich erkenne mein altes Stambul gar nicht wieder!“ — Sehen Sie nur, diese Reinlichkeit und Sauberkeit, die hier auf den Straßen herrscht! Geradezu großartig! — Man merkt den deutschen Einfluß — wahrhaftig! Ich bin stolz — stolzer als je, ein Deutscher zu sein. Und kaum einem von den fürchterlichen Hundstagen begegnet man jetzt mehr, die früher zu Dutzenden, ja, was sage ich, zu Hunderten die Stadt bevölkerten. Meist herrenlose, arme, seltsame Geschöpfe. Ebenso ist es mit den Kafen. Man trat hier früher auf Kafen. Man hat ein großes Sterben unter den unnützen Areauren angerichtet. Auch sicher wieder deutscher Einfluß! — Und dann die Tracht, die Kleidung, fast modern! — Sehen Sie dort drüben die Türkinnen! Haben die einen Schleier?

Keine Spur! Man kann jetzt unverhüllt ihre feinen Züge bewundern. Es ist ja bekannt, daß die Orientalinnen die schönsten Frauen sind. Und doch — unsere deutschen Frauen und Mädchen gefallen mir viel — viel besser. Besonders eine, die —

Er stockte und machte eine Bewegung mit der Hand nach der Stirne, als wollte er so die hinter derselben unheimlich heranschleichenden Gedanken vertreiben.

Dann fuhr er fort, die guten, veränderten Zustände in der Stadt zu rühmen. „Nur die

Beleuchtung ist, wie Sie sehen, eine sehr minimale“, erklärte er mir lächelnd, als ich eine diesbezügliche Bemerkung fallen ließ. „Aber das ist auch ganz natürlich. Wir haben hier jetzt große Kohlennot, so daß die Gaserzeugung soviel eingeschränkt werden muß. Der Konsum nimmt dann naturgemäß verhältnismäßig ab.“

Er erklärte mir hierauf noch manches, was mich interessierte. Dann zeigte er mir mein Quartier. Ich lud ihn ein, mich doch ja bald zu besuchen oder mir wenigstens mitzuteilen, wo ich ihn finden könnte. Er stimmte mir auch eifrig bei, doch glaubte ich, aus seinem Tonfall herauszuhören, daß es ihm nicht ernst damit war. — Und dies entsprach denn auch leider der Wahrheit. Ich sah und hörte nichts mehr von dem sonst gewiß recht verschlossenen Manne, der — ich weiß nicht warum — sein tiefes Leid mit mir geteilt.

Trotzdem mich alles, was ich Neues sah und hörte, fesselte und erfreute — diesen Zweck allein verfolgte ich ja mit meiner Reise —, gab es doch ein gewisses Etwas, das mich wieder und immer wieder an den deutschen Ingenieur denken ließ, dessen einst platt gegebener Lebensweg so plötzlich durch den unseligen Krieg rauh und steinig geworden war.

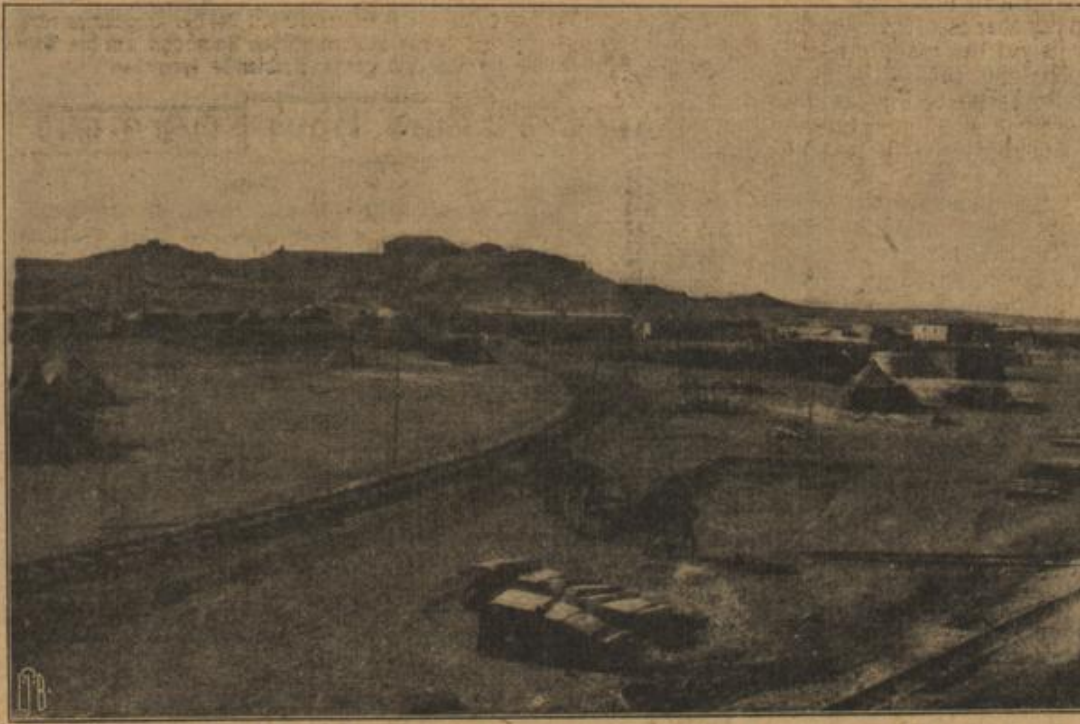
Ob er wohl die Ruhe und Zufriedenheit in ernstem Schaffen hier gefunden hatte? — Wahrscheinlich! — Ich gönnte sie ihm auch von ganzem Herzen. —

In der Aufnahme der fremden, reizvollen Eindrücke in der Hauptstadt des Türkenreiches verging mir wie im Fluge Tag um Tag, und die Zeit kam mir zu schnell heran, welche mich an die Rückkehr ins deutsche Vaterland gemahnte.

So nahm ich denn Abschied von dem bläulichen Meer, von dem „Goldenen Horn“, dem schönsten der Häfen, den ich je ge-



Aus dem Westen: Pioniere beim Härdensbauen. Berl. Ill.-Gesellschaft m. b. H.



Eine von den Türken während des Kriegs erbaute Wüstenbahn mit Stappenstation, auf dem Hügel ein deutsch-türkisches Lazarett. Leipziger Pressebureau.

schaut, von der romantischen Stadt der Sultane, der herrlichsten Frauen und Mädchen der Erde, und eilte dem Bahnhofe zu, den heute der Balkan-Express Konstantinopel—München—Berlin verlassen sollte. Mit dem Hunger, neue Eindrücke, reizvoll interessante Bilder mit regem Geiste in mich aufzunehmen, verließ ich ihn vor zwei Wochen, mit der Sehnsucht im Herzen nach dem geliebten heimatlichen Boden bestieg ich ihn wieder.

Langsam schritt ich den schmalen Gang der langen Wagenreihe hinab, um ein gemütliches Ruheplätzchen für mich auszuwählen. Ich musterte die einzelnen Abteile und die Menschen, die darin saßen. Da — meine Augen erweiterten sich, mein Herz pochte laut in der Brust: jener einzelne Fahrgast dort drüben am Fenster, der sich tief, wie ängstlich, in die schwellenden Polster drückte, das war kein anderer als Doktor Wellhammer, der deutsche Ingenieur.

Ich wollte rasch auf ihn zutreten, ihn wie einen alten lieben Bekannten begrüßen. Aber mein Fuß stockte. Gütiger Himmel, wie sah der Mann aus?! — Wohl konnte man erkennen, daß er es war, — schon an der furchtbaren Narbe im Gesicht —, aber verändert hatte er sich — schrecklich verändert. In sich zusammengesunken saß er da — schlaff — trafilos — gebeugt. Nervös zuckten die schlanken Finger an der schmalen, weißen Hand. Sein Haupthaar war ergraut. Und der Blick seiner Augen — dieser guten, lieben Augen —?! Ich werde ihn nie — niemals vergessen. Was lag alles in diesem einen Blicke, den er mir zuwarf, als er jetzt langsam das Haupt nach mir wendete: furchtbare Seelenpein, Qual, Angst, Not, Schmerz. —

Er lächelte schwach, als er mich sah.

„Treten Sie nur ein, Herr Doktor“, forderte er mich mit matter Stimme auf — er machte eine müde Handbewegung dazu. „Ich bin es — nicht mein Schatten, der ruhelos zum Orkus hinabirrt, nicht mein Geist, der sich nach dem Frieden der lichten Himmelshöhen sehnt.“

Ich begrüßte ihn ernst aber herzlich, und nahm ihm gegenüber Platz, erwartungsvoll blickte ich ihn an. Ein grenzenloses Mit-

leid ergriff meine Seele: wie hatte er doch gewünscht, gehofft, in Konstantinopel eine neue Heimat, einen lieben Wirkungskreis zu finden, wo er sich aufrichten, wieder leben konnte — leben, wieder wandeln auf geebener friedlicher Lebensbahn. Und nun —? — Er mußte etwas Schreckliches, etwas entsetzlich Unfassbares geschaut haben, etwas, das sein Innerstes bis in die Tiefe erschütterte. — Also war der Pfad seines Erdenwallens auch jetzt nicht glatt und gerade geworden, wie er sehnd gehofft, sondern steil, steinig, rauh. Das hatte seine Kraft gebrochen, seinen taum genesenen Körper gebeugt.

(Schluß folgt.)

Musik und Psyche.

In Fällen hartnäckiger Schlaflosigkeit, nervöser Aufgeregtheit, hochgradiger Gemütsverstimmung und ähnlicher Störungen wenden erfahrene Ärzte jetzt sehr häufig eine systematische Musikkur an. Ihr Grundsatz ist: Bei allen diesen und zahlreichen verwandten Erkrankungen hat der Leidende

der Natur entgegengearbeitet und dadurch ihre Harmonie gestört. Er hat, sei es durch Born, durch Furcht, durch Reiz, durch Feindschaft, durch Unmäßigkeit oder was sonst die unrichtigen Vibrationen in sich angeschlagen und dadurch alle Disharmonie in sich und um sich entfesselt. Die Wirkung davon ist seine Krankheit. Will man sie mit Erfolg behandeln, so muß man ihn in ein harmonisches Verhältnis zur Natur, zu seiner eigenen Beanlagung und zu seiner Umgebung zurückführen. Es kommt also darauf an, die richtigen Vibrationen an Stelle der falschen in ihm tönen zu machen.

Nichts ist dazu geeigneter als die Musik, wenn sie von einem verständnisvollen Menschen, einem ebenso Musik- wie Seelenkundigen, ihm vorgespielt wird. Das erfordert große Sympathie mit dem Leidenden und große Unterscheidungsgabe. Es gilt vor allem, den Schlüssel aufzufinden, in dem das Seelenleben des betreffenden Menschen komponiert ist; in dieser Tonart muß man dann die passenden Melodien vor seinem Ohr dahinströmen lassen. Gelingt einem diese Entdeckung nicht, vergreift man sich und bringt man ihm die falsche Note zu Gehör, so ist die beklagenswerte Folge



Deutsches Militär auf dem Marktplatz einer besetzten rumänischen Stadt. Leipziger Pressebureau.

nur eine Erhöhung seiner inneren Zerrissenheit und daher seines körperlichen Unwohlseins. Schmiegen sich aber die angeschlagenen Töne seinem Innenleben an, so üben sie auf den meist unfreiwilligen Zuschauer eine ganz verblüffende Wirkung aus. Er zeigt sich beruhigt, verträglich, sein Puls, seine Körpertemperatur vermindern sich auffällig, seine Gesichtszüge nehmen einen ganz anderen

Verlierbild.



Wo ist denn die Bäuerin geblieben?

Ausdruck an, er sinkt endlich in den vielleicht wer weiß wie lange entbehrten Schlaf, der die wirksamste aller Arzneien ist. Einem Psychiater dieser Richtung ist es gelungen, einen toblüthigen Jren seiner Anstalt durch Vortrag von Beethovens Trauermarsch nicht nur vorübergehend zu beruhigen, sondern um vieles zu bessern. Es kommen aber auch Fälle vor, in denen nicht Beruhigung vonnöten ist, sondern die Anregung und Aufrichtung einer allzu passiven Seele. Dann ist die Musik der Leidenschaft an ihrem Platze, die Vibrationen der Energie, die dem Kranken fehlen, durch sein Wesen zu senden, und es werden auch damit Wunderwirkungen erzielt.

Daß diese heilsame Macht der Musik schon im Altertum bekannt war, sehen wir aus der Geschichte Davids, der durch sein seelenvolles Harfenspiel den schwermütigen Saul zu erquiden und beruhigen verstand, daß der böse Geist von ihm wich und es besser mit ihm wurde. Auch unseren Lesern dürfte sich durch sympathische, sorgsam beobachtende Ausübung ihrer schönen Kunst sowohl im eigenen Familienkreise wie auch in ihrer weiteren Bekanntschaft nicht selten ein dankbarer Wirkungskreis bieten und sie dem Leidenden sowohl wie seinen Angehörigen gegenüber in unaufdringlicher Weise als rettender Engel sich betätigen lassen.

Wie die Musik sogar bei den wilden Bestien von ganz augenfälligem Einfluß ist, wurde vor Jahren (1901) durch einen musikalisch-verständigen Tierfreund im Londoner Zoologischen Garten festgestellt. Er ließ einen Violinpieler vor dem Käfige eines schlafenden Tigers eine sanfte Weise spielen. Der Tiger erwachte, hob den Kopf auf, ohne seinen mächtigen Körper zu bewegen, und blickte geraume Zeit aufmerksam den Spieler an. Dann stieß er die eigentümlichen Laute aus, die in der Tigersprache das behagliche Schnurren der Hauskatze ausdrücken, und indem er das stolze Haupt senkte, schlummerte er endlich wieder ein.

Nach einiger Zeit wurde die Violine still, und statt dessen wurde auf einer kurzen Bidelflöte eine lecke, lärmende Musik angestimmt. Nicht sobald drangen die neuen Töne an sein Ohr, als der Tiger aus seinem Schlummer in die Höhe fuhr, gleich darauf aus seiner bequemen, liegenden Stellung aufsprang und ganz wild im Käfig hin- und herschoß, Kopf und Ohren wütend schüttelte und den Schweiß von einer Seite auf die andere peitschte. Je lauter und durchdringender die Töne wurden, desto aufgeregter zeigte sich das Tier der Wildnis, sprang brüllend wie sinnlos durch sein Gefängnis, hochte sich, gleichsam um Erbarmen flehend, auf die Hinterbeine und gab auf alle Weise das äußerste Mißbehagen zu erkennen.

Jetzt vertauschte der Musiker die Bidelflöte mit einer gewöhnlichen Flöte und spielte auf ihr eine sehr sanfte, liebliche Melodie. Auf der Stelle äußerte sich die erhoffte Wirkung auf den Zuhörer hinter den Gitterstäben. Er hörte auf mit seinem wütenden Umherjagen, seine Sprünge mäßigten sich zu einem ruhigen Umhergehen, das Gebrüll verstummte, das Auge blickte mild, Schweiß, Ohren und Kopf kamen zur Ruhe, und endlich stand er ganz still und hörte mit unverkennbarem Behagen die Musik an, die den Ton traf, auf den er gestimmt war.

Clara Däckerhoff.

Unsere Bilder

Wirtl. Geheimrat v. Reichenau, Vorsitzender des Vereins für das Deutschtum im Ausland; seine diplomatische Laufbahn begann am Vatikan, im Haag, in Bukarest, Washington, dann wurde er Generalkonsul in Sofia, hierauf wirkte er in diplomatischer Mission in Chile, Brasilien,

1910 wurde er Gesandter in Serbien und 1911 in Schweden. Während des Krieges war er kurze Zeit als Zivilgouverneur bei der Ungarn tätig. Er hat sich bereits während seiner diplomatischen Laufbahn um die Stärkung des Deutschtums im Ausland große Verdienste erworben.

Fürs Haus

Zoten.

(Erforderlich für 1 Paar: 100 Gramm graue Wolle.)

Anschlag 20 Maschen auf jeder Nadel und den Rand 30 Runden hoch stricken. 1. glattes Stück 30 Runden hoch; Abnehmestück 6 mal abnehmen, jedesmal 6 Runden darüber, es bleiben dann 17 Maschen auf jeder Nadel. 2. glattes Stück 17 Runden. Auf 2 Nadeln die Hade stricken mit 16 Knötchen. Das Deckelchen ist Hadenmitte mit 10 Maschen anfangen und bis 20 zunehmen. Spannzwickel bis auf 17 Maschen abnehmen, über jedes Abnehmen 2 mal darüber stricken; den Fuß mit 40 Runden. Das Abnehmen für die Spitze liegt am Ende der 1. und 3. und am Anfang der 2. und 4. Nadel. 2 mal 3 x darüberstricken, 3 mal 2 x darüber stricken, 4 mal 1 x darüberstricken, dann immer abnehmen, bis es noch 4 Maschen sind. Die Nadeln dürfen nicht zu fein sein, der Fuß muß 28—30 Zentimeter lang sein.



Allerlei

Begreifliches Interesse. Sträfling (zum Aufseher): „Entschuldigen Sie, jetzt wird alles zu Munition verarbeitet, wann werden denn meine Fenstergitter eingeschmolzen?“

Frommer Wunsch. Der berühmte englische Romanschriftsteller Walter Scott durchschritt eines Tages eine Straße von London, als er von einem Bettler aufgehalten wurde, der um ein Almosen bat. — Der Schriftsteller suchte in seinen Taschen, fand aber kein Kleingeld darin; da aber der Bettler immer eifriger in ihn drang, und weinend erklärte, er hätte seit mehreren Tagen nichts gegessen, so holte Walter Scott ein Schillingstück aus seiner Börse, reichte es dem armen Teufel und sagte zu ihm: „Hier, mein Freund; aber das Ganze kann ich Ihnen nicht geben; erinnern Sie sich, daß Sie mir die Hälfte des Geldes schuldig sind.“ — Der Bettler nahm die Münze und versetzte: „Ich danke Ihnen Mylord, und wünsche nur, Sie möchten so lange leben, bis ich Ihnen das Geld zurückzahle.“ E. D.

Gemeinnütziges

Fliegenschmutz läßt sich von Holzmöbelen am leichtesten mit Petroleum entfernen. Man durchtränkt damit einen Wollappen und reibt die betreffende Stelle, bis sie sauber ist. Die Politur leidet hierdurch nicht.

Haarbürsten müssen von Zeit zu Zeit mit heißer Kleie bestreut werden und so einen Tag liegen bleiben. Dann staubt man sie tüchtig aus, wodurch alles anhaftende Fett beseitigt wird. Nach dem Ausstauben erfolgt noch eine Waschung mit Seifenwasser.

Kalte Kompressen sind etwa drei bis fünf Minuten auf den entzündeten Körperteil zu legen. Alsdann wird die Kompresse mit einer zweiten vertauscht, und die warmgewordene Kompresse wird in ein Gefäß mit kaltem Wasser, später auf Eis gelegt.

Auflösung.

D	A	I	B
D	E	S	S
A	S	P	E
I	S	E	B
B	A	R	E
U	N	L	T

Logogriph.

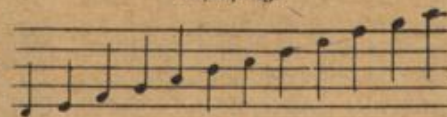
Mit 1 gibst etwas Neues an.
Mit 2 heißt es jedermann.
Mit 3 wird es zum festen Ort,
Dort an des Meeres Küste dort.
Julius Fald.

Kreuzrätsel.

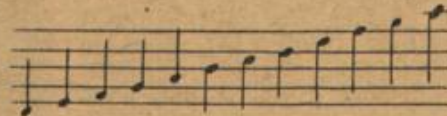
1	2
3	4

1—4 steht man im Feld.
Wie er das 1 gar wohl bestellt;
Die 2 und 3 eine große 3,
Wo steht die 2 zu holen sei;
Die 1—2 ein Amt verleiht,
Im Sommer 1—3 anzieht;
Und bist du ein gar fleißig 4,
Erweist zu 1 und 3 auch dir.
Ruth Guggenberger.

Auflösung.



Der Postillon



con Lonjumeau

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.